Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürstenthümer; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Dorothenstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspeditoeuren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Witzblatt „Ulk“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat); für das Ausland direct pr. Kreuzband 13 M. pro Quartal. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 578. **Berlin, Dienstag, den 9. Dezember 1884.** **XIII. Jahrgang.**

Polenthum und Kulturkampf.

Man schreibt uns aus kirchlichen Kreisen:

Die letzte gegen das Centrum gerichtete Rede des Reichskanzlers hat die verschiedensten Beurtheilungen erfahren. Giebt es doch Leute, welche aus den Aeußerungen des Fürsten Bismarck sogar den Versuch einer Annäherung an die Kurie herauslesen, trotz des heftigen Tones, den der Kanzler gegen gewisse ultramontane Umtriebe in unseren polnischen Landestheilen anschlug. Jedenfalls hat man in katholischen Kreisen mit einer gewissen Genugthuung davon Kenntniß genommen, daß Fürst Bismarck, als er in den Kulturkampf eintrat, der Versuchung — um mit Alexander v. Humboldt zu sprechen — „in Religion manschen zu wollen“, durchaus nicht unterlag, sondern daß es vornehmlich eine politische Schwierigkeit gewesen, welche ihn in den Konflikt mit der Kurie getrieben.

Daß diese Schwierigkeit keine eingebildete war, ist kaum abzuleugnen. Es ist vollkommen wahr, daß gewisse katholische Geistliche in Westpreußen und in Oberschlesien erfolgreich an der Wiederbelebung und Verbreitung der polnischen Sprache gearbeitet haben, welche sie selbst erst auf der Universität nothdürftig handhaben gelernt hatten. Es ist ganz gewiß, daß es sich bei dieser Polonisirung nicht um eine harmlose Sprachliebhaberei oder um pietätvolle Erinnerungen an vergangene Zeiten handelte; die Wiederherstellung des polnischen Reiches wurde ganz ernsthaft ins Auge gefaßt, und man könnte sogar ein Lehrerseminar nennen, in welchem zwei geistliche Lehrer jahrelang ganz ungestört ihren Zöglingen, den zukünftigen Volksschullehrern, einen nationalpolnischen anstatt des preußischen Patriotismus einzuflößen bemüht waren. Es ist ferner wohl zweifellos, daß die katholische Abtheilung im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten um diese Bestrebungen wußte, und hätte sie dieselben auch nicht gerade dazu gefördert, so mußte die bloße Duldung schon schlimm genug erscheinen. Sobald diese Zustände auch außerhalb der katholischen Abtheilung in den Regierungskreisen bekannt wurden — und wie wunderbar spät ist das geschehen! — ergab sich die Beseitigung jener Abtheilung als einfache Pflicht der staatlichen Selbsterhaltung.

So weit also steht jetzt der Reichskanzler völlig gerechtfertigt da. Aber um vor dem Richterstuhle späterer unparteiischer Geschlechter als Realpolitiker, der er ist, bestehen zu können, hätte er in dieser Angelegenheit den Thatsachen folgende drei Konzessionen machen müssen.

Erstens hätte er aus der Erkenntniß, daß die Maigesetzgebung nicht das geeignete Mittel zur Unterdrückung der polnischen Propaganda sei, bei Zeiten die praktischen Konsequenzen ziehen müssen. Wie wenig geeignet das Mittel war, konnte er zunächst an der Person des Grafen Ledochowski beobachten. In den ersten Jahren seiner Amtsführung entsprach dieser Mann durchaus den Erwartungen, welche die preußische Regierung von ihm hegte: die Geistlichen der Provinz Posen waren ganz unglücklich darüber, daß ihr neuer Erzbischof kein Herz für die nationale Sache hatte und ihnen die politische Agitation strengstens verbot. Nicht der Gegensatz der Nationalitäten, sondern die Maigesetzgebung brachte ihn in Konflikt mit der Regierung, und wenn diese letztere erwartet haben sollte, daß zweijährige Haft und eine Anzahl von Steckbriefen den erloschenen preußischen Patriotismus des Kirchenfürsten wieder beleben würden, so wäre das wunderliche Psychologie gewesen.

Sobald die Regierung den begangenen Fehler einsah, konnte sie etwa in folgender Weise zum Volke sprechen: Im besorgnißvollen Drange, das eben mit ungeheuren Opfern zu Stande gebrachte glorreiche Einigungswerk gegen drohende Gefahren zu sichern, sind wir nach der einen Seite hin mit unseren Maßnahmen über die Grenze des unbedingt Nothwendigen hinausgegangen. Der Liebe zum Vaterlande ist dieses Hinausschießen über das Ziel entsprungen, und von derselben Liebe getrieben, strecken wir nun dem beleidigten Theile des Volkes die Hand zur Versöhnung entgegen. Für den Augenblick stellen wir ein Provisorium her und dispensiren von den härtesten der maigesetzlichen Bestimmungen. Im Laufe der Zeit dann, hübsch langsam und bedächtig, wollen wir die Grundzüge einer neuen kirchenpolitischen Ordnung entwerfen, da die einfache Wiederherstellung der vormaligen Verhältnisse unmöglich ist.

Diese Sprache hätte im Volke weit weniger peinlich berührt, als jenes widerwillige, stückweise Preisgeben der Maigesetze, welches wir seitdem erlebt haben.

Zweitens mußte sich Fürst Bismarck nicht erst von Windthorst sagen lassen, daß speziell das Expatriirungsgesetz kein Heilmittel gegen das Ueberwuchern der polnischen Bestrebungen sei. Gerade die geschickten nationalen Agitatoren — und nur diese sind gefährlich — werden sich vor maigesetzlichen Konflikten, durch welche sie ihr Agitationsfeld einbüßen würden, sorglich in Acht nehmen. Das einzige, aber auch zuverlässig wirksame Mittel, die Polen allmählich zu Deutschen zu machen, ist eine verständige, konsequente und energische Handhabung des Schulaufsichtsgesetzes.

Wenn aber drittens Fürst Bismarck, wie aus seinen Worten hervorzugehen scheint, an die unmittelbare Wirksamkeit des fraglichen Gesetzes selbst nicht glaubt und dasselbe lediglich als Tauschobjekt für seine Unterhandlungen mit Rom aufrecht erhalten will, dann verkennt er eine geschichtliche Thatsache von sehr großer Bedeutung: den entschiedenen Widerwillen der gesammten nichtkatholischen Bevölkerung gegen diese Unterhandlungen. Und dieser Widerwillen ist, ganz abgesehen vom konfessionellen Gegensatze, ganz abgesehen auch von zahllosen widerwärtigen und demüthigenden Erinnerungen des deutschen Volkes, tief und wohl begründet in der Natur der Sache. Wenn heute Fürst Bismarck die Hilfe des Papstes in Anspruch nimmt, um einen gut preußisch gesinnten Mann für den Stuhl von Gnesen-Posen zu gewinnen, — mit dessen Besetzung es, nebenbei gesagt, vielleicht gar keine so große Eile hat —, wer steht uns dafür, daß morgen nicht der Papst durch Gefälligkeiten oder durch Drohungen veranlaßt wird, das Centrum zu regierungsfreundlichen Abstimmungen in Zoll- und Verfassungs-Angelegenheiten zu kommandiren? Der Papst als Verbündeter des Kaisers, der Papst als königlich preußischer und kaiserlich russischer Zuchtmeister für die preußischen und die russischen Katholiken, das wäre für beide Länder der Tod aller bürgerlichen Freiheit. Die bürgerliche Freiheit gedeiht nur, wo entweder das weltliche und das kirchliche Regiment sich gegenseitig in den Haaren liegen, oder wo sie völlig gesondert ein jedes seinen eigenen Weg gehen. Die Macht, welche das Schwert führt, und die Macht, welche die Gewissen bindet, dürfen in keinerlei Form zusammenfallen, weder in der Form einer Personalunion, noch in der Form, daß die eine der andern unterthänig und ihr Werkzeug ist.

Also keine Unterhandlung mit dem Papste, die nur dann einen Sinn hat, wenn sie zum Pakte, d. h. zur politischen Allianz mit Rom führt, sondern autonome Staatsgesetzgebung, die — ebenso frei von kleinlicher Einmischungssucht, wie von Schwäche — aus eigener Machtvollkommenheit die Grenze zieht zwischen sich und dem kirchlichen Gebiete.

Politische Tagesübersicht.

Die afrikanische Konferenz.

* Im Anschluß an unsere gestrigen Mittheilungen über die Sonnabend-Sitzung der großen Kongo-Kommission ist noch zu bemerken, daß die für Kongo und Niger vorgeschlagenen Schifffahrts-Akte vorläufig nur auf den Kongo beschränkt ist, die Nigerfrage scheint also bis auf Weiteres losgelöst zu sein und soll ganz für sich zur Berathung kommen. Vielleicht ermöglicht die einleitende Klausel für die Kongo-Akte später eine Uebertragung dieser Akte auf den Niger, indem sie festsetzt, daß die freie Schifffahrt, so wie sie auf den Kongo und auf seine Nebenflüsse angewendet werden soll, auch auf diejenigen Gewässer übertragen werden kann, welche ihm gleich geachtet sind. Die gesammte Schifffahrtsakte ist in ihren Hauptzügen schon mitgetheilt worden. In Kürze mag wiederholt sein, daß sie bestimmt, die Angehörigen und Flaggen aller Nationen werden auf dem Fuße völliger Gleichheit behandelt, sowohl was die direkte Schifffahrt vom Meere, als auch die

---

Zum Guten.

Eine Geschichte aus Südtirol

(54. Fortsetzung.) von

Hans Hopfen.

„Meinethalben!“ sprach er langsam und müde. „Zwei Tage will ich mich noch behelfen. Wenn Du aber übermorgen früh nicht da bist, ist's auch nichts mit der Erbschaft und ich geh' auch nicht zum Gericht!“

„Ich komme!“ sagte Kathrin fest und feierlich.

„Wird gut sein!“ antwortete Nicolaus Gantioler. „Jetzt aber bringt mir einen Strohsack an den Heerd her. Mir wird schon wieder so schlecht. Ich kann mich nicht aufrecht halten. Wirf mir auch die wollene Decke her und deck' mich zu! . . . Vielleicht kann ich ein wenig schlafen und schwitzen. Lösch' auch das Licht aus! Es wird ja ohnehin bald Tag. Und fürchte Dich nicht! Ich hab' eine gute, starke Natur. Nur den vielen Aerger kann ich nicht vertragen. Und erkältet hab' ich mich auch ein wenig. Na ja, schon stark erkältet. Kein Wunder! Der Schnee! Und gefallen bin ich auch . . . Ja, zwei Mal! . . . Aber sorge Dich nicht! Das geht vorüber! . . . Ja ja, ich hab' eine eiserne Natur! Gott sei Dank! Einen Anderen brächte der Spaß um . . . So, ich dank' Dir halt schön. Ich dank' schön . . .“

Die Augen fielen ihm zu.

Ob er schlief, Kathrin wußte es nicht recht. Sie sah den Schwager stumm daliegen, das Antlitz im Schatten des Heerdes, den Körper in die alte Decke gerollt. Zuweilen hörte sie seinen Athem wie ein leises Stöhnen, zuweilen erschütterte ein Hustenanfall seine ruhende Gestalt, die Augenlider klappten in die Höhe, schlossen sich aber alsbald, und der Kranke lag wieder stumm auf dem Strohsack und regte sich nicht weiter.

Auf dem Heerde flackerte die Flamme und knisterte das Reisig, draußen vor den Fenstern guckte das fahle Grau des winterlichen Morgenhimmels in das Zwielicht des verstörten Hauses.

Die Kinder waren wieder eingeschlafen. Kathrin Gantioler kauerte auf einem Schemel nächst dem Ruhenden, jede seiner Bewegungen beachtend, auf seine schweren Athemzüge horchend, zu jeder Hilfe bereit.

Die Freude über die glückliche Botschaft, die ihr der Schwager ins Haus gebracht hatte, war noch durch die traurigen Umstände, welche diese Botschaft begleiteten, gedämpft, doch aber zuckten hie und da frohlockende Gedanken in ihr auf, weil die Zeit des Elends und der Sorgen ums tägliche Brod nunmehr vorüber und für die Zukunft ihrer lieben Kinder gesorgt war.

Sie wollte diese Gedanken immer wieder unterdrücken und bohrte ihre forschenden Blicke in das Gesicht des Kranken, um sich nur ganz und gar mit dem Bewußtsein ihrer Pflichten diesem Wohlthäter gegenüber zu erfüllen. Vor diesem schmerzdurchzuckten Antlitz gelobte sie sich's hoch und theuer, ihrem Schwager treu zu dienen, ihm in aller Arbeit Ehre zu machen und seine jetzige Krankheit wie sein späteres Alter sorgsam zu pflegen, so lange ihr Gott die Kraft dazu gewähren werde.

Hoffentlich ging das Unwohlsein, welches ihn unterwegs befallen, bald vorüber! Nicolaus Gantioler hatte ja Recht, wenn er sich eine eiserne Natur nachrühmte. Der gewaltige breitschultrige Mann hatte manchen Sturm gegen seine Gesundheit abgeschlagen. Er war nicht von der gebrechlichen Art ihres armen heimgegangenen Mannes. Er schien auf einen Hundertjährigen angelegt. Vergönn' es ihm Gott, dies hohe Alter zu erreichen!

Ja gewiß, der Schwager wird sich bald wieder erholen! Er sieht schon jetzt besser aus. Er schläft sich gewiß gesund!

Kathrin Gantioler besaß ein gutes Herz. Sie glaubte, was sie sehnlich wünschte.

Die Freude, die ihr im Innern so wohlige Wärme schuf, durchströmte sie mit Gedanken der Hoffnung und guter Zuversicht.

Sie lächelte jetzt über die Zumuthung, Alles liegen und stehen zu lassen, ohne sich um ihre kleine Wirthschaft weiter zu bekümmern, ihr Häuschen abzuschließen und stehenden Fußes nach Villanders aufzubrechen.

Das hieße doch aus der Art schlagen! Wie konnte man so etwas von einer ehrsamen Bauersfrau verlangen! Nein, das war nicht im Ernst gemeint!

Da mußte dies und das noch geferigt werden für die Kinder. Ohne Nähen und Waschen und Plätten ging das nicht ab. Sie wollte sich's schier selber verübeln, daß sie sich schon auf übermorgen zu kommen verpflichtet hatte. Wie konnte bis dahin nur das Nothwendigste besorgt sein, und wenn sie Tag und Nacht arbeitete!

Mütterliche Eitelkeit und bäuerlicher Bettelstolz thaten also dem ehrbaren Weibe Schaden. In ihrer besten Meinung beging sie die größte Thorheit ihres Lebens. Weder ein inneres Ahnen noch der Augenschein dessen, was vor ihr lag, flüsterten ihr den Rath zu, von der Seite des kranken Wohlthäters auch keine Minute mehr zu weichen und seinen eigensinnigen Befehl, sogleich mit ihm zu ziehen, aufs Genaueste zu erfüllen.

Mit fromm gefalteten Händen, die treuen Augen theilnehmend und achtsam auf das zuckende Angesicht des kranken Schwagers geheftet, ließ sie so das Glück verloren gehen, welches ihr die Neigung und der Zorn Nicolaus Gantiolers freiwillig in die Schürze geworfen hatten.

Etliche Stunden waren verronnen. Auf den in der Nacht gefallenen Schnee strahlte die Wintersonne so lustig, als wollte sie unter diesem Himmelsstrich den Ernst solch weißen Schabernackes weder glauben noch dulden. Kathrin hatte die Kinder fortgeschickt, auf daß ihr unwillkürliches Lärmen den Schlafenden nicht störe. Sie selber schaffte hier und dort im Hause herum und kramte bereits in den Sachen, die nothwendigerweise mit nach Villanders